



Leseprobe

Ayşegül Savaş

Unsere Freundschaft ist wie ein Traum

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 01. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Istanbul – Paris: Von einer ungewöhnlichen Freundschaft und davon, an unerwarteten Orten ein Zuhause zu finden.

Nunu bezieht ein kleines Appartement in der Nähe des Gare du Nord in Paris, hat Istanbul verlassen. Die ersten Wochen sind geprägt von Schwermut und Veränderung, doch die unverhoffte Begegnung mit ihrem Lieblingsschriftsteller M. lässt eine zarte, besondere Freundschaft entstehen. Entlang der Seine, vertieft in ihre Gespräche, durchlaufen sie Paris – ihre stete Begleitung ist eine Sehnsucht, die sie beide spüren, aber nicht benennen können. Sie teilen ihre Erinnerungen an die gemeinsame Heimat Istanbul, doch nicht nur schöne werden geweckt. Mit der immer stärker werdenden Verbundenheit zu M. wächst auch Nunus Angst, zu viel preiszugeben.

Autor

Ayşegül Savaş

Ayşegül Savaş wuchs in der Türkei und in Dänemark auf. Ihre Arbeiten wurden unter anderem in *The Paris Review*, *Guernica* und *The New Yorker* veröffentlicht und für den Glimmer Train Fiction Prize und den Graywolf Emerging Writers Award nominiert. Sie unterrichtet an der Sorbonne und lebt in Paris. »Unsere Freundschaft ist wie ein Traum« erscheint bei btb erstmals auf Deutsch.

Nunu bezieht ein kleines Appartement in der Nähe des Gare du Nord in Paris, hat Istanbul verlassen. Die ersten Wochen sind geprägt von Schwermut und Veränderung, doch die unverhoffte Begegnung mit ihrem Lieblingsschriftsteller M. lässt eine zarte, besondere Freundschaft entstehen. Entlang der Seine, vertieft in ihre Gespräche, durchlaufen sie Paris – ihre stete Begleitung ist eine Sehnsucht, die sie beide spüren, aber nicht benennen können. Sie teilen ihre Erinnerungen an die gemeinsame Heimat Istanbul, doch nicht nur schöne werden geweckt. Mit der immer stärker werdenden Verbundenheit zu M. wächst auch Nunus Angst, zu viel preiszugeben.

AYŞEGÜL SAVAŞ wuchs in der Türkei und in Dänemark auf. Ihre Arbeiten wurden unter anderem in *The Paris Review*, *Guernica* und *The New Yorker* veröffentlicht und für den *Glimmer Train Fiction Prize* und den *Graywolf Emerging Writers Award* nominiert. Sie unterrichtet an der Sorbonne und lebt in Paris. »Unsere Freundschaft ist wie ein Traum« erscheint bei btb erstmals auf Deutsch.

Ayşegül Savaş

UNSERE
FREUNDSCHAFT
IST WIE EIN
TRAUM

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Vanessa Kreitlow*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Walking on the Ceiling« bei Riverhead, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe August 2022

by btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2019 by Ayşegül Savaş

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022 by btb Verlag, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotive: © Shutterstock / sunwards

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71982-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für Maks

*Wer tritt zu solcher Zeit
an die Schwelle dieser Pforte?*

Apollodor

1.

Als ich in Paris lebte, war ich eine Weile mit dem Autor M. befreundet. Er war auch fremd in der Stadt, und vielleicht war das einer der Gründe für unsere Freundschaft. Wir gingen zusammen spazieren und schrieben einander.

Ich habe noch ein Foto aus dieser Zeit. M. steht vor einer Marmorwand und sieht mich irritiert an. Über seinen erhobenen Augenbrauen ist eine blasse, gekrümmte Narbe zu sehen, die erst immer tiefer zu werden scheint und dann verschwindet.

Vielleicht ist es auch gar keine Narbe, sondern nur ein Schatten oder eine Falte, ein Zeichen seines Alters. Ich habe auf unseren Spaziergängen jedenfalls nie eine Narbe bemerkt, aber ich ging oft mit gesenktem Blick neben M. her. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob er mich auf dem Foto irritiert ansieht oder einfach nur ungeduldig, weil er darauf wartet, dass ich das Foto mache.

Aber in meinen Erinnerungen sieht M. immer ein wenig irritiert aus und hat diese Narbe über seinen Augenbrauen – wie in jenem kurzen Moment, in dem er mir direkt in die Augen sah.

Doch auch das ist nicht ganz korrekt, denn in jenem Moment stellte die Kamera einen sicheren Schutzwall zwischen uns dar. Soweit ich mich erinnern kann, habe ich ihm nie in die Augen gesehen, auch nicht, wenn wir einander an einem Tisch im Café gegenüberaßen.

An manchen Tagen fällt es mir schwer zu glauben, dass es diese Freundschaft mit ihrer eigenwilligen Logik und ihrer Abgetrenntheit von der restlichen Welt wirklich gegeben hat. In meinen Erinnerungen ist unsere Freundschaft wie ein Traum, eine Erfindung, eine seltsame und federleichte Einspeisung in die Realität, als würde man an der Decke laufen.

Als ich klein war, richtete ich oft einen quadratischen Spiegel in Richtung der Zimmerdecke. Ich nahm jeden Quadratzentimeter dieser glatten, weißen Fläche unter die Lupe, die so anders war als die zerklüftete Gegenwart, in der die Menschen in Schatten lebten, ihre Sorgen ein schweres Gewicht, das es mit sich herumzuschleppen galt. Mir wurde klar, dass der einzige Weg aus dieser Dunkelheit ein Rückzug in eigene, hellere Landschaften war.

Ich denke immer öfter, dass ich einige der Bestandteile meiner Freundschaft zu M. niederschreiben sollte, um

etwas aus dieser Zeit zu bewahren. Aber Geschichten sind tückisch und haben nur ihre eigene Form im Sinn. Durch das Erzählen einer Geschichte geht so viel verloren. Und unsere langen Spaziergänge und Unterhaltungen lassen sich nur schwer in eine Form bringen, egal, wie oft ich über sie nachdenke.

Ich werde das Foto hier als eine greifbare Erinnerung unserer Freundschaft einfügen.

Das, was folgt, ist ein unvollständiger Bericht.

2.

Ich traf M. einige Monate nachdem ich von Istanbul nach Paris gezogen war. Als ich in Paris ankam, hatte ich weder eine Arbeit noch einen Ort zum Leben. Ich hatte mich für ein Literaturstudium eingeschrieben, um ein Visum zu bekommen, aber schon vor meiner Ankunft war mir klar gewesen, dass ich niemals zu einem der Kurse gehen würde.

Ich hatte mich schon einmal für diesen Studiengang eingeschrieben, einige Jahre nachdem ich mein Studium in England beendet hatte. Damals hatte ich sehr genaue Vorstellungen von mir, und ich arbeitete diszipliniert an ihrer Erfüllung. Ich lebte gemeinsam mit meinem Freund Luke in London und versuchte, mein Leben Stück für Stück zusammenzusetzen. Ich träumte davon, dass Luke und ich nach Paris ziehen, uns dort zu Hause fühlen und das künstlerische Leben führen würden, das den Einheimischen nachgesagt wird. Gelegentlich sprac-

chen wir sogar beim Abendessen Französisch, als Vorbereitung auf unser neues Leben.

In unseren Telefonaten hatte mich meine Mutter dazu ermutigt, nach Paris zu gehen. Ich war seit Jahren nicht mehr in Istanbul gewesen, und sie fand stets eine Möglichkeit, dies wie nichts Ungewöhnliches klingen zu lassen.

»Natürlich solltest du das machen, Nunu«, sagte sie.
»Was hat Istanbul dir schon zu bieten?«

Ich hatte nie vorgeschlagen, zurück nach Hause zu kommen.

Statt von meiner Mutter erfuhr ich von ihren Tanten, dass sie krank war. Kurze Zeit darauf reiste ich nach Istanbul und verabschiedete mich fürs Erste von meinen Paris-Träumereien.

Als ich mich zum zweiten Mal dazu entschied, nach Paris zu gehen, sagten Asuman und Saniye, die Tanten meiner Mutter, dass es töricht sei, seine Wurzeln zu leugnen. Es klang nach etwas, das sie auch meiner Mutter gesagt hätten, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie meinten, ich solle vernünftig sein und mir ein Leben in Istanbul aufbauen, als würde ich dazu nur bestimmte Bausteine zusammenfügen müssen. Auch ich hatte das einst so gesehen. Eine feste Arbeitsstelle, ein kurzer Arbeitsweg, ein verlässlicher Ehemann.

»Deine arme Mutter hat das nie fertiggebracht«, sagten die Tanten.

Für ein geordnetes Leben wäre die Nähe zu ihnen unerlässlich gewesen. Nur sie hätten mir den richtigen Weg weisen können. Sie wollten verhindern, dass irgendjemand glaubte, ich sei eine bemitleidenswerte Waise. Sie hätten zu gegebener Zeit für Hochzeitsgeschenke, Bettwäsche, Tischdecken und Essen gesorgt.

Sie boten mir sogar ihre Hilfe bei der Renovierung der Wohnung meiner Mutter an.

»Wir machen alles so, wie du es haben möchtest«, sagten sie und erläuterten mir ihre Pläne. Wir würden das Schlafzimmer meiner Mutter streichen und die Möbel austauschen. Das Arbeitszimmer mit den ganzen Büchern meines Vaters würde zu meinem Zimmer werden. Ohne all die Regale würde der Raum viel größer aussehen, sagten sie.

Mein Kinderzimmer würde bis auf weiteres als Gästezimmer fungieren.

»Und wer weiß«, sagte Saniye, »was die Zukunft bringen wird.«

Sie sagten, es sei eine Schande, als wir eines Nachmittags zum Notariat gingen, um den Verkauf der Wohnung abzuschließen.

Ich hatte ihnen schon angekündigt, dass ich einen Teil des Geldes dazu verwenden würde, nach Paris zu ziehen und die Studiengebühren und meine Ausgaben dort zu bezahlen.

Nachdem ich die Dokumente unterschrieben hatte,

wiederholten sie es noch einmal. »Es ist eine Schande.
Das Zuhause deiner armen Mutter.«

Arme Mutter – diesen Titel hatten sie ihr erst nach
ihrem Tod verliehen.

3.

In Paris zog ich in ein Studio in der Nähe des Gare du Nord, an dem die ankommenden und abfahrenden Züge wie die Schläge eines Herzens Menschenmengen versammelten und wieder verteilten. Mir gefiel der Gedanke, dass ich mich jederzeit in einen Zug setzen und die Stadt verlassen konnte. Das Viertel veränderte sich von Stunde zu Stunde und war nach Einbruch der Dunkelheit kaum wiederzuerkennen. In meinen ersten Wochen dort fühlte es sich nicht so an, als würde ich in Paris leben. Stattdessen lebte ich in den Abbildern verschiedener Orte.

Dem Vermieter meines Studios gehörte auch das Café du Coin im Erdgeschoss des Gebäudes. Wir hatten uns kurz im Café unterhalten, und dann hatte er mir meinen Koffer die unebene Holztreppe hochgetragen und mir die Tür aufgeschlossen.

»Falls Sie noch irgendetwas brauchen ...«, hatte er gesagt und auf der Türschwelle verharret. Dann schien er es

sich anders überlegt zu haben und war die Treppe wieder hinabgestiegen.

Mein Zimmer war kahl und doch nicht ordentlich. Es war, als wäre jemand ausgezogen und hätte alles hinterlassen, was im neuen Leben nicht länger benötigt wurde. Es gab eine Matratze, einen quadratischen Tisch, einen Herd mit Teekessel und vier nicht zueinanderpassende Stühle. Aus Istanbul hatte ich Fotos, eine kleine Vase und zwei Porzellanstatuen mitgebracht. Bei meiner Ankunft dekorierte ich das Zimmer damit, aber die Sachen sahen darin so winzig und bedauernswert aus, dass ich sie nach einigen Tagen wieder in meinem Koffer verstaute.

Von meinem Fenster aus konnte ich jeden Tag einen neuen Haufen Sperrmüll sehen. Männer in langen, bunten Tuniken blieben daran stehen und inspizierten die Möbelstücke, bevor sie weiter zum Bahnhof zogen und die Ankommenden beobachteten.

Nachmittags lief ich zum Boulevard de Sébastopol und kaufte in einem Laden namens Istanbul-Grill-Foods eine Packung geröstete Kichererbsen. Ich lief weiter in Richtung Süden, zur Seine, und wollte durch die Viertel der Rive Gauche oder entlang des Flusses laufen, vorbei an all den golden glitzernden Sehenswürdigkeiten, die auf den Postkarten von Paris abgebildet waren und die Stadt in den Köpfen von Fremden zum Leben erweckten. Aber als ich am Fluss ankam, war ich zu überwältigt von dem, was vor mir lag.

Eines Abends betrachtete ich das braune Wasser und fühlte Panik in mir aufsteigen. Ich setzte mich auf eine Bank und fürchtete, ich würde es vor lauter Erschöpfung nicht zurück nach Hause schaffen. Nach einer Weile stand ich auf und lief langsam los, um meine Kräfte zu schonen. Als ich mein Viertel erreichte und die Einmündung meiner Straße sah, fand ich, ich hätte nicht umkehren sollen und sagte mir, dass ich am nächsten Tag mehr erkunden würde.

An manchen Tagen saß ich unten im Café du Coin. Ich kam oft zur Mittagszeit, allerdings aß ich nichts, sondern nippte nur an einem Kaffee und wurde jedes Mal an einen kleinen Tisch an der hinteren Wand gebeten. Auch nach mehreren Wochen zeigte der junge Kellner nicht das geringste Anzeichen eines Wiedererkennens. Er nahm lediglich ungeduldig meine Bestellung auf und brachte mir stets einen Kaffee in einer anderen Größe als die, um die ich gebeten hatte. Die Stammgäste aßen riesige Salate mit Fleischstreifen oder Tajines mit eingemachtem Gemüse und getrockneten Früchten. An manchen Tagen tranken sie Bier zum Essen, an anderen bestellten sie noch einen Nachtisch. Ich war erstaunt darüber, wie sie stets das perfekte Gericht für die jeweilige Tageszeit und den jeweiligen Tag auszuwählen schienen. Ich fragte mich, woher sie solche Dinge wussten. Solche kleinen Dinge wie tägliche Rituale zu bestimmten Tageszeiten.

Nachdem der Kellner die Teller der Stammgäste abgeräumt hatte, brachte er Kaffee und ging zu ihnen nach draußen, um eine Zigarette zu rauchen. Doch vorher kam er stets zu mir und tippte zweimal auf die Tischplatte als Zeichen, dass er abrechnen wollte. Ich blieb noch einige Minuten sitzen und stürzte den Rest meines Kaffees hinunter, hinterließ einige Münzen auf dem Tisch und stieg wieder die Treppe zu meinem Zimmer hinauf.

In einem von M.s Romanen beschreibt er eine Szene in Istanbul. Ich las sie, als ich zu meiner Mutter reiste, um mich um sie zu kümmern, und ich las sie wieder, als ich nach Paris zog. Ich wusste in diesen ersten Wochen bereits, dass M. ebenfalls in Paris wohnte und konnte mich nicht an diesen Gedanken gewöhnen. Ich konnte ihn mir nirgendwo anders als in Istanbul vorstellen, dem Zuhause seiner einsamen Charaktere.

In der Szene läuft ein alter Mann bei Sonnenuntergang an einer Bäckerei vorbei. Es ist Ramadan, und vor der Bäckerei stehen Leute, die Brot für das Abendessen mit ihren Familien kaufen wollen. (Ich vergab M. dieses Klischee eines Ramadan-Abends in Istanbul.) Es folgt eine lange Beschreibung, wie sich die Desserts immer höher in den Schaufenstern auftürmen, je näher die Zeit des Fastenbrechens rückt. Einen Moment lang scheint M. seinen Protagonisten zu vergessen und ergeht sich in

Beschreibungen von gehobelten Pistazien, nach Rosenwasser duftenden Nachtischen und Buttergebäcken, die wie Juwelen in den Schaufenstern glänzen. Es passt zu ihm, den Fokus der Erzählung zu verschieben, sich einem Festessen in Zeilenform hinzugeben. Doch der nachfolgende Satz ist mir stets in Erinnerung geblieben:

All die entschlossenen Leute vor der Bäckerei beobachtend, schämt sich der alte Mann und wendet sich von den dampfenden Brotlaiben auf der Theke ab.

Als ich diesen Satz zum ersten Mal las, dachte ich, die Brote seien der Grund für die Scham des Mannes und nicht nur die Leute vor der Bäckerei. Während meiner ersten Wochen in Paris erinnerte ich mich an diese Beschreibung, wann immer ich von meinen Spaziergängen nach Hause zurückkehrte.

Ich setzte mich an den Küchentisch, spürte, wie die Objekte im Zimmer die Kürze meiner Abwesenheit zur Kenntnis nahmen und schämte mich.

4.

Du solltest dich schämen«, sagten die Tanten, als sie mich in London anriefen, um mir von der Krankheit meiner Mutter zu erzählen.

Es gab zwei Möglichkeiten, was sie damit meinten. Vielleicht sollte eine Tochter es spüren, wenn es ihrer Mutter schlecht geht.

Vielleicht meinten sie aber auch, dass ich meine Mutter krank gemacht hatte.

Später wurde mir klar, dass meine Tanten diese Gelegenheit genutzt hatten, um mir ihre Meinung zu meinem Lebensstil mitzuteilen. Ich war weit weg und lebte mit Luke zusammen, einem Mann, den sie noch nie gesehen hatten. Ihrer Ansicht nach führte ich ein zu unbekümmertes Leben. Das gehörte sich nicht.

»Nejla hat dich an der langen Leine gelassen. Und jetzt sagt sie nichts, weil sie dich nicht unglücklich machen will«, sagte Saniye.

»So ist es. Aber wir werden nicht länger zulassen, dass sie um dich herumschleicht.«

Es war mir nie so erschienen, als hätte mich meine Mutter an der langen Leine gelassen. Wenn überhaupt, fand ich, war ich diejenige gewesen, die um sie herumgeschlichen war.

5.

In meinem Studiengang in Paris gab es einen Niederländer. Ich traf ihn bei meinem einzigen Besuch in der Universität, der dadurch veranlasst worden war, dass ich Dokumente einreichen musste. Wir tauschten unsere Telefonnummern aus und bekundeten beide, wie sehr wir uns auf das Semester freuten. Er erzählte, dass er den ganzen Sommer mit Lesen verbracht habe. Er nannte Buchtitel um Buchtitel, und es erschien mir, dass er mit seinen Erzählungen die ganze Welt zusammenfassen wollte. Ich nickte nur.

»Ich könnte mich stundenlang mit dir unterhalten«, sagte er am Ende, und ich stimmte ihm zu.

Wenige Tage später schrieb er mir eine Nachricht und fragte mich, warum ich nicht bei der ersten Vorlesung gewesen sei. Ich sagte ihm, ich sei krank und bat ihn, mir die Literaturliste für die darauffolgende Woche zu schicken.

Er lud mich zu einem Picknick am Wochenende ein, auf einer der Seine-Inseln. »Ein paar Leute aus der Uni wollen das schöne Wetter ausnutzen. Vielleicht hilft die Sonne ja beim Gesundwerden.«

Ich lief zum angegebenen Treffpunkt auf der Île Saint-Louis und erkannte die Gruppe schon von Weitem. Alle trugen schlichte Sachen in angesagten Farben und hielten ihre Gläser mit beiden Händen umklammert, als wären sie wertvolle Schätze. Auf ihren Gesichtern spiegelten sich Neugier und Begeisterung, während sie sich unterhielten und einander zunickten. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, worüber sie redeten. Mir fiel auf, dass ich nichts zu essen mitgebracht hatte und drehte um.

Auf dem Rückweg kam ich auf der Pont Saint-Louis an ein paar Leuten vorbei, die inlineskateten. Sie trugen Tweed-Anzüge und Melonen und fuhren zu klassischer Musik im Slalom zwischen Plastikkegeln hindurch. (M. erzählte mir später, dass er diese Brücke nicht mochte, weil sie nicht zum *wahren* Paris gehöre, sondern den Touristen. Wir gingen immer über die Pont de la Tour-nelle.) Einer von ihnen, ein älterer Herr, der etwas langsamer war, tippte sich an seinen Hut, als ich an ihm vorbeiging.

Als ich eine weitere Nachricht von dem Niederländer bekam, schrieb ich, dass mir die Bücher auf der Literaturliste gefallen hätten und dass wir uns bald wieder-

